

Terrorstaat

Polit-Thriller

von

Lanz Martell
Moritz Römstein

Epilog

Greta wirft einen letzten Blick auf die Luxusjacht, mit der sie nach New York gereist ist. Sie muss schlucken, lächelt dann aber wieder freundlich in die Richtung der knapp 100 Journalisten, die vor allem aus dem europäischen Raum, und dort insbesondere aus Deutschland, angereist sind.

Das Mädchen aus Schweden weiß nichts von einer unlängst zerflossenen Zeit, in der Vernunft nicht nur nicht verpönt war, sondern die Voraussetzung zur Teilnahme an einer Diskussion. Davon hat ihr noch niemand etwas erzählt. Aber auch wenn dies nicht von allen Menschen, die sie umgeben, nachhaltig versäumt worden wäre, so würde sie es wegen ihres Asperger-Syndroms nicht verstehen. Das kann vielleicht nur jemand, der einen Menschen mit Asperger persönlich kennt – und dem deshalb klar ist, wie schlimm diese Störung tatsächlich ist. Aber heutzutage *leidet* Gretas Generation nicht mehr unter dieser vor 30 Jahren zutreffenderweise noch als Geisteskrankheit bezeichneten Problematik, vielmehr rühmen sich manche der damit Befallenen dieses Zeichens des Auserwähltseins.

»Was ist in dem Kanister?«, ruft eine ›Journalistin‹ der deutschen Systempresse.

Greta hört sie zwar, aber sie ignoriert alles, was um sie herum existiert. Sie steht in diesem Moment am Kai zu einer verheißungsvollen Stadt, äußerlich gefasst, innerlich von kosmischem Karma erfüllt. Sie weiß, sie wird die Welt für immer verändern. *Jetzt*.

Greta hebt den Kanister an, dreht die Verschlusskappe ab, sie sieht in weit aufgerissene Augenpaare, hört ein eruptiv anschwellendes Rufen, Schreien, Raunen, sie hält den Kanister über ihren Kopf und überschüttet sich mit dem Inhalt: Napalm.

Ihre Begleiter hatten den gefüllten Behälter natürlich schon vorher bemerkt, das konnte nicht anders sein, aber keiner hatte etwas unternommen. Befürchtete das Management, dass die Greta-Sause den Zenit ihrer Möglichkeiten überschritten hatte?

Schließlich konnte sich keiner Illusionen über ihre Wirkung in den USA machen ... Erinnerten sie sich an den spektakulären Abgang David Bowies?

Greta hält ein Feuerzeug in ihrer Hand, sie sagt mit lauter Stimme, die immer wieder von Wut und Hass und Verzweiflung verzerrt wird, dann wieder in ein Schluchzen übergeht, sie sagt, wimmert, klagt an, droht, schreit:

»Hier bin *ich*. Und meine Botschaft an die Welt ist:

Wir werden euch genau beobachten! Wir werden wissen, was ihr tut!

Ich sollte ein glückliches schwedisches Mädchen sein, und in die Schule gehen, auf der anderen Seite des Ozeans. Aber das geht nicht, weil die Mächtigen dieser Welt versagt haben. Und deswegen hat die Vorsehung mich dazu bestimmt, einzugreifen.

Und da seid *ihr*: Ihr, die ihr meine Kindheit gestohlen habt, mein Vertrauen in die Welt und die Menschen, und damit meine Chance, glücklich zu sein.

Wie könnt ihr das wagen?!

Voller Hoffnung haben wir zu euch aufgeschaut, aber es hat sich nichts geändert: Menschen leiden, Menschen sterben, unsere Ökosysteme sterben, wir stehen kurz vor der Ausrottung, und alles, worüber ihr reden könnt, ist so etwas Blödes wie »ökonomische Vernunft« und wie ihr Rücksicht nehmen könnt darauf, dass die Konzerne noch mehr schnödes Geld verdienen.

Wie gemein ihr doch seid!

Seit mehr als dreißig Jahren ist der Wissenschaft bekannt, dass die Welt, unser ganzer Planet, an einem Scheideweg steht. Wie könnt ihr es wagen, das die ganze Zeit über zu ignorieren? Uns, die junge Generation dem sicheren Untergang preiszugeben?

Wie böse ihr seid!

Immer wieder habt ihr behauptet, genug zu tun zur Rettung der Welt. Politik der leeren Worte, der gebrochenen Versprechen, besinnungslos dem Ende von allem Irdischen entgegen-

taumelnd. Aber ich sage euch: Das alles lässt der Allmächtige nicht länger zu!

Ihr sagt, ihr hört die Jugend, ihr versteht, was wir sagen, was wir wollen, aber das stimmt nicht. Ich glaube euch nicht, wir glauben euch nicht, aber glaubt mir, wenn ich sage:

Wir werden euch beobachten. Ihr kommt nicht davon! Wir wissen alles über euch! Wir kriegen jeden einzelnen von euch Klimamördern! Jeder einzelne von euch wird zuerst auf einer zerstörten Erde und dann in der Hölle büßen! Und wir werden dabei zuschauen und kein Mitleid haben!

Ihr seid böse, verkommen, verloren – so wie es dieser Planet wäre, wenn es uns nicht gäbe. Aber wir sind da, und wir werden tun, was nötig ist, um noch eine Chance auf ein Überleben zu haben.

Also werden wir euch richten! Und wir werden euch niemals vergeben. Niemals!«

Dann entzündet sie sich.

Sie spürt keinen Schmerz.

Ein zufriedenes, beinahe seliges Lächeln schleicht sich ein in ihre von einem Impfschaden und von anderen, bislang nicht öffentlich diskutierten familiären Erbschäden gezeichneten Gesichtszüge. Dann lösen sich die Augen auf, die Haare streben funkensprühend davon, und das Fleisch zerfließt. Es formt sich innerhalb von Sekunden und unter 900 Grad eine Masse heiligen Erbarmens, einer Statue gleich, die, wenn die Welt doch nur gerecht wäre, tausend Jahre lang lodern würde, den Lebenden eine Mahnung, alles zu opfern, um zu retten, was noch zu retten ist, den ermordeten Arten und Spezies dieser Welt einen letzten Salut erbietend. Für eine letzte Chance auf eine friedvolle, glückliche Zukunft. Gegen Fluten, Flammen, und Wüstenei, gegen Gewalt und Tod und ewiges Vergessen sein. Es fühlt sich an wie der Moment, an dem zum ersten Mal kollektive Berühmtheit entsteht, hinreichend genährt durch Extravaganz und lebendiges Napalm-Design. Und es spricht zu uns, es sagt:

Wir waren da. Wir haben diese Welt bewohnt. Dies war einst ein blau-grüner Planet. Und sogar Heilige Jungfrauen haben sich geopfert und Zeichen gesetzt!

Solche kraftvollen, spektakulären Bilder sind es, meine Damen und Herren, und liebe Kinder, aus denen sehnsuchtsvolle Träume nach redlich verdienter Unsterblichkeit gewoben sind. Greta hätte als letzten Akt ihres ganz persönlichen Dramas auch eine ergreifende, wunderschöne Hassrede vor den Teilnehmern der zeitgleich in New York stattfindenden UN-Klimakonferenz halten können, aber irgendwie wäre dies selbst den Autoren dieses Romans zu unglaublich erschienen – oder was meinen Sie?

Kapitel 1

Berlin, Januar 2029

Eine dünne Schicht aus schmutzigem Eis und Schneeresten bedeckte die Greta-Statue am nördlichen Eingang des Hermannplatzes. Das verkrustete Gemisch, das sich trotz des milden Winters gebildet hatte, ruhte wie ein unansehnlicher Belag auf den mageren Schultern des Mädchens, ihrem Haupt und auf den wild lodernden Flammen des von Napalm gespeisten Feuers, das wie eingefroren die Gestalt umspielte. Um den Statuensockel herum bedeckten ausgebrannte Kerzen und matt vor sich hin flimmernde LED-Grablichter den Boden, Beigaben der Greta-Anhänger, zu denen sich jeder Bundesbürger zählte, der etwas auf sich hielt.

Im gesamten Bundesgebiet gab es keine Stadt, die nicht wenigstens eine Greta-Skulptur aufzuweisen hatte, und in Berlin gab es gleich dutzende davon in den verschiedensten Ausführungen. Dieses Standbild hier wurde aus Kunststoffabfällen hergestellt, die die Waste-Fishing-Boats aus dem Atlantik geborgen hatten. Jedenfalls behauptete dies der Text auf dem Hinweisschild am Statuensockel.

Obwohl Martin Falkenhayn jeglichen Informationen von vornherein mit Misstrauen begegnete, war er diesmal geneigt, der auf dem Schild erhobenen Behauptung Glauben zu schenken, denn bei genauerem Hinsehen konnte er im unteren Bereich deformierte Verpackungsteile ausmachen, aus denen die Greta-Figur gepresst worden war.

Falkenhayn ließ das Bildnis auf sich wirken. Die wie mahrend geöffneten Hände und der anklagende Ausdruck auf dem mongoloiden Antlitz des Mädchens ließen in ihm keinen Zweifel darüber aufkommen, welchem Zweck diese Statue diene. Nicht den grauenvollen Aspekt der Selbstverbrennung sollte das Bildnis hervorheben, sondern den Betrachter daran erinnern, Gretas Botschaft nicht zu vergessen: dass der Welt eine

vernichtende Klimakatastrophe blühte, wenn die Herrschenden nicht zur Vernunft kämen und dem gewissenlosen Umgang mit Natur und Ressourcen nicht rigoros Einhalt geboten.

Falkenhayn schüttelte kaum merklich den Kopf. Er konnte sich noch genau an Gretas Gesicht erinnern, als die Flammen ihren Körper verzehrten. So wie hier dargestellt, hatte es ganz gewiss nicht ausgesehen.

Wenn der Künstler, der diese Statue gestaltet hatte, sich bei seiner Arbeit an die auf den Fotografien und Filmaufnahmen eingebrannte schreckliche Realität gehalten hätte, hätte sich jeder Betrachter der Plastik ob des grausamen Anblicks entsetzt abwenden müssen.

So aber entlockte die verklärte Darstellung, wie Martin argwöhnte, dem Betrachter nur diese wohlige Mischung aus Schuldgefühl, Furcht und Scham, in der die Klimakatastrophenfans so gerne badeten. Und Schuldgefühl und Scham waren etwas, was die deutsche Bourgeoisie fanatisch liebte und womit sie sich bestens auskannte. Ebenso mit der Furcht vor der als geradezu entsetzlich empfundenen Schaffenskraft des Europäers, war dies doch nach neodeutscher Lesart ein Zeichen von Rassismus gegen »weniger privilegierte« Völkerschaften.

In Wirklichkeit waren viele dieser geistig schwer gestörten, völlig kaputtgemachten, einer objektiven Wirklichkeitswahrnehmung beraubten und sich selbst beraubenden Bedenkensträger, Feiglinge, und gegenderten Neodeutschen besessen von einem Hass auf schlichtweg alles Weiße; absolut alles, was »der Weiße« erschaffen hatte oder typischerweise seinem anthropologischen Typ entsprach, hassten sie zutiefst: Technik, Technologie, Fortschritt, Wissenschaften, Intelligenz, logisches Denken, Objektivität, Handeln und Urteilen gemäß Wahrscheinlichkeiten.

Wenn eine solche bemitleidenswerte Kreatur dann von »Kampf gegen Rassismus« sprach, war fast immer gemeint: »Kampf gegen den Weißen«, was naturgemäß in Deutschland in den meisten Fällen identisch war mit einem *Kampf gegen*

sich selbst! Es war dies das Phänomen des degenerierten Westens und Nordens, der seinen eigenen Untergang herbeisehnte.

Falkenhayn hatte mehr als einmal in seinem Leben erfahren, wie sich Vertreter des BRD-Staates – und dieselben von nicht niedrigem Rang! – in privaterem Rahmen hatten hinreißen lassen zu Äußerungen, die ihr wahres inneres Selbst wiedergaben: »Es ist doch gut so, dass immer weniger Deutsche existieren, es ist auch gut, wenn die Deutschen völlig von dem Planeten verschwinden, ist nicht schade drum«. Solcherart Äußerungen von führenden Beamten eines Landes wären zu vernünftigeren Zeiten und in einem vernünftigeren Staatswesen und einer nicht geisteskranken praktizierten Gesellschaftsordnung noch als Hochverrat behandelt worden – heute wurden sie, jedenfalls insbesondere in der BRD, als derart selbstverständlich gehandelt, dass man nicht umhinkommen konnte zu vermuten, dies wäre von *irgendwo noch weiter oben* ausdrücklich gewünscht ... aber wer so etwas äußerte oder auch nur andeutete, wurde in den Medien »Nazi«, »Idiot«, »Rechter«, »Verschwörungstheoretiker« genannt, und als solcher wurde er auch behandelt: als ein »*Feind des Volkes*« ...

Eine schneeweiße Taube, eine sogenannte paco kolombo, die die gewöhnliche graue Taube vor Jahren aus dem Stadtbild Berlins verdrängt hatte, landete auf einer der aus Plastikmüll bestehenden Flammen, hob den mit makellos weißen Steuerfedern gespickten Bürzel und verspritzte ihren aggressiven Kot über Greta.

Instinktiv nahm Martin eine lauernde Haltung an, darauf gefasst, dass die »Friedenstaube« nach ihm hacken würde. Doch der genmanipulierte Vogel schien gesättigt und war wohl zu träge, um Martin zu attackieren. Uninteressiert wandte sich die paco kolombo ab und begann gurrend vor sich hin zu dösen.

Falkenhayn verzog das Gesicht, während er die Taube angewidert betrachtete. Mit Grimm dachte er daran, wie er vor wenigen Monaten in der Nähe seiner Einsiedelei im Königswald eine dieser schneeweißen Bestien mit seinem Jagdgewehr

erlegt hatte. Dass die »Friedenstauben« nun auch schon außerhalb der Bundeshauptstadt ihr Unwesen trieben, hatte ihn befürchten lassen, dass seine Zeit der Absonderung bald vorbei sein dürfte. Er betrachtete die *paco kolombo* als Vorbote dafür, dass er sich nicht mehr länger vor dem verstecken konnte, was in dem Land, in dem er lebte, um sich griff.

Eine Einschätzung, die sich zu seinem Bedauern leider bewahrheiten sollte, und so kam es, dass er seinen Bunker im Königswald schließlich versiegeln und sich in Berlin auf Wohnungssuche begeben musste.

Seit etwas mehr als einen Monat weilte er nun schon in der Bundeshauptstadt, und noch immer konnte er sich mit den Veränderungen nicht anfreunden, die sich während seiner Abwesenheit eingestellt hatten.

Angesäuert riss sich Martin vom Anblick der Greta-Statue los. Sein Blick wanderte zu den gutbesuchten Marktständen hinüber, die den Hermannplatz zu beiden Seiten säumten.

Dass er sich an der Grenze zu Neukölln aufhielt, war unverkennbar. Die meisten der an den Zeltstoffbuden vorbeiflanierenden Gestalten waren nach den Kleiderregeln des Islam angezogen. Die Frauen trugen Kaftane oder Burkas und die Männer weite Hosen und Hemden. Wenn das Gesicht einer Frau einmal nicht komplett verhüllt war, so verbarg sie ihr Haar doch vollständig unter einem Kopftuch. Auch bei den lauthals ihre Waren anpreisenden Budenbetreibern handelte es sich der Kleidung nach zu urteilen um Muslime. Sie feilschten gesten- und wortreich mit ihren Kunden, schimpften über deren Dreistigkeit oder scherzten mit gutmütigen Mienen, wenn sie einen Handel abgeschlossen hatten.

Martin grinste, als er bemerkte, dass die etwas wohlhabenderen Damen, die sich von einem Eltromen begleiten ließen, diesen ebenfalls dem Islam entsprechend eingekleidet hatten. Die angekleideten und Einkaufskörbe tragenden Roboter wirkten auf ihn lächerlich. Die strenge Kleiderordnung ihrer Religion auch auf ihre humanoiden Dienstmaschinen zu übertragen,

stellte allerdings nicht das einzige Extrem der in Neukölln lebenden Muslime dar. Sehr glaubwürdigen Gerüchten zufolge sollte in dem Stadtteil die Scharia längst einen wesentlich höheren Stellenwert besitzen als das Grundgesetz der Bundesrepublik – und rigoros durchgesetzt werden. Über Neukölln eine Kolumne zu schreiben und ins Internet zu stellen, gehörte zu den Aufgaben, die Martin sich fest vorgenommen hatte in absehbarer Zeit zu erledigen.

Falkenhayn wandte sich der Straße zu. Es war später Nachmittag und das Verkehrsaufkommen entsprechend groß. In gleichförmiger Geschwindigkeit schnurrten die selbstfahrenden E-Autos wie an einer Schnur gezogen die Verkehrsleitmarkierungen entlang. Als wollten die Fahrzeughalter die Eintönigkeit der zentral gesteuerten Verkehrsführung, die eine individuelle Fahrweise nahezu unmöglich machte, kompensieren, hatten sie ihre Autos mit zum Teil extrem schrillen Ergänzungen versehen, die jedes Fahrzeug wie ein Unikat erscheinen ließen, sodass man fast vergessen konnte, dass es sich doch nur um standardisierte Serienprodukte handelte, die den Befehlen der Verkehrsleitzentrale gehorchten.

Plötzlich geriet der monotone Strom surrender Fahrzeuge ins Stocken. Ein lärmender Benziner drängte sich in den Konvoi. Der Fahrer des alten Mercedes Benz mühte sich sichtlich, sein Relikt aus der Zeit der Verbrennungsmotoren in den gleichförmigen Verkehr einzupassen. Dabei trickste er geschickt die automatischen Abstandhalter und Geschwindigkeitsanpassungssysteme der E-Autos aus, indem er häufig die Fahrspur wechselte und auf diese Weise schneller vorankam als der Rest.

Etliche der Passanten bedachten den Mann hinter dem Lenkrad mit giftigen Blicken, einzelne schüttelten sogar ihre Fäuste und fluchten.

Einige Jugendliche, die vor dem Schaufenster eines Game-Shops herumlungerten, zogen demonstrativ die Atemschutzmasken, die sie lässig um den Hals getragen hatten, vor die Gesichter. Sie machten grimmige Mienen, während der Mercedes

an ihnen vorbeifuhr. Dass aus dem Auspuff, dem den geltenden Vorschriften gemäß zahlreiche Filter vorgebaut waren, kaum noch Feinstaub und CO₂ austraten, konnte ihren Zorn über die »Dreckschleuder« offensichtlich nicht mindern.

Martin beobachtete, wie einer der Jungen in die Tasche seines Anoraks griff und einen faustgroßen Stein hervorzog. Er holte aus und schleuderte das Wurfgeschoss dem Mercedes hinterher. Der Stein prallte hart aufs Dach, kullerte hinunter und fiel auf die Straße.

Der Schlag musste im Wageninneren deutlich zu hören gewesen sein, trotzdem machte der Fahrer keine Anstalten anzuhalten, um den Randalierer zur Raison zu bringen.

Vermutlich hatte sich der Mann an derartige Attacken gewöhnt; die zahlreichen Dellen und Kratzer in der Karosserie seines Wagens legten Falkenhayn diesen Verdacht nahe. Außerdem wusste er sicherlich, dass Passanten den Jugendlichen beigestanden hätten, für den Fall, dass er ausgestiegen wäre, um dem Asozialen die Leviten zu lesen.

Martin war schon einmal Zeuge eines solchen Vorfalls geworden. Die Frau, die den Fehler begangen hatte und aus ihrem Benziner gesprungen war, um einen Passanten anzuschreien, der gegen ihre Fahrtür getreten hatte, war von aufgebrachten Umweltschützern zu Boden gestoßen und mit Tritten bearbeitet worden ...

In diesem Moment nahm Falkenhayn aus dem Augenwinkel eine Bewegung wahr und drehte sich um. Sein Blick fiel auf eine Frau, die mit dem Rücken lässig an der Wand eines nahegelegenen Toilettenhäuschens lehnte und kokett zu ihm herübersah.

Sie trug einen dicken grauen Mantel, dessen Schnitt ihre weiblichen Rundungen ebenso verbarg wie ihre zierliche Statur. Verlegen lächelnd entblöbte sie ihre ein wenig zu großen Schneidezähne, und als wüsste sie um den unvorteilhaften Anblick, den ihr Gebiss darstellte, schloss sie die Lippen rasch wieder. Befangen fuhr sie sich mit den Fingern durch das kurze

brünette Haar, doch ihre hinter den Gläsern einer dickrandigen Brille hervorglotzenden Augen sahen Martin unverwandt an.

Mit einer knappen Geste nickte er ihr zu, woraufhin sie sich von dem Toilettenhäuschen abstieß und auf ihn zuschlenderte.

Die Taube auf der Greta-Statue schreckte auf und flatterte davon, flog zur Fassade eines Kaufhauses hinüber und gesellte sich zu ihren genmanipulierten Artgenossen, die ungeachtet der stacheligen Taubenabwehrvorrichtungen dichtgedrängt auf den Simsen kauerten.

»Machen wir es kurz«, sprach die Frau Martin ohne Umschweife an. Sie deutete mit dem Daumen über ihre Schulter zum Toilettenhäuschen. »Lysander ist bestimmt einen Moment beschäftigt ... aber man kann ja nie wissen. Ich will nicht, dass er uns schon wieder zusammen sieht.«

Gelassen guckte Martin zur Kabine hinüber. Diese war mit einer personalisierten Werbefläche ausgestattet, die auf die Kommunikationsgeräte der Menschen in ihrer unmittelbaren Nähe reagierte.

Die Videofläche zeigte ein riesiges Kreuzfahrtschiff, das durch einen von einem blauen Himmel überspannten, anheimelnd anmutenden Ozean pflügte. Die Szene wurde von einem weißen, mit Palmen bestandenen Sandstrand aus gefilmt, auf dem gut gebaute Männer verschiedener Hautfarbe, vorwiegend braun und schwarz, Strandvolleyball spielten.

Das Kreuzfahrtschiff wurde mit Biodiesel betrieben, verriet ein Text unter dem Schriftzug der Reederei, und verfügte über ein Sonar, welches Wale vertrieb, sodass diese von den Schiffsschrauben nicht verletzt werden konnten.

Die knappe Bekleidung der sporttreibenden Herren wiederum stammte von der Marke Aididai, die sich rühmte, genderneutrale Mode herzustellen.

»Zielt diese Werbung auf dich oder auf Lysander ab?«, erkundigte sich Martin spöttisch, während er zum Toilettenhäuschen hinüber nickte.

Die Frau verzog das Gesicht. »Was glaubst du denn?«

»Nun, wenn ich mir diese muskulösen Kerle so ansehe, bin ich mir nicht sicher.«

Sie boxte gegen Martins Brust. »Lys steht auf Frauen, das kannst du mir glauben.«

»Wenn du das sagst.« Falkenhayns Grinsen vertiefte sich noch. »Dann entsprechen diese sportlichen Adonisse also mehr deinem geheimen Männerideal? Du solltest hoffen, dass die Werbesequenz abbricht, sobald Lysander die Toilette verlässt; der Anblick dieser öligen Muskeltypen könnte ihn andernfalls verstören, fürchte ich.«

Sie legte den Kopf schief und musterte ihn genervt. »Warum bist du eigentlich nicht in deinem Bunker im Wald geblieben, Martin?«

Er sah sie scharf an. »Dafür gibt es viele Gründe. Einer davon lautet, dass ich in Berlin etwas zu erledigen habe.«

Kurz blickte die Frau zur Greta-Statue hinüber. »Diese Sache mit der Thunberg lässt dir also noch immer keine Ruhe«, stellte sie fest.

Martin packte sie hart am Oberarm. »Hast du nun eine Information für mich, Maidie, oder nicht?«

Vergeblich versuchte sie sich von ihm loszumachen. »Ich hasse diesen Namen. Nenn mich bitte nicht mehr so!«

»Warum? Du hast mir mehr gefallen, als du ihn noch verwendet hast.« Er stieß sie von sich und musterte sie abschätzig von oben bis unten. »Jetzt sieht nur noch ein geübtes Auge, was für eine aufregende Person sich unter dieser öden Hülle verbirgt ... Margarete.« Das letzte Wort sprach er aus, als müsste er erst seinen Abscheu überwinden.

Gekränkt griff sie in ihre Handtasche. »Die Zeiten haben sich geändert. Begreif das endlich!« Sie zog einen Zettel hervor und drückte ihn Martin in die Hand. »Dort wirst du einen Mann treffen, der dir vielleicht helfen kann, etwas über die Hintergründe von Gretas Selbstverbrennung herauszufinden.«

»Und die Zeiten haben *dich* verändert, Maidie. Wie konntest du das nur zulassen?« Ohne einen Blick auf die Notiz zu

werfen, ließ er sie in der Jackentasche verschwinden. In Margaretes Augen schimmerte es feucht und ihre Lippen bebten, als kämpfte sie um ihre Beherrschung. Doch bevor sie auf Martins Frage antworten konnte, drang plötzlich ein Ruf zu ihnen herüber: Es war Lysander, der Maidie bei ihrem bürgerlichen Namen rief.

»Verdammt«, zischte sie und setzte eine freundlich-unverfängliche Miene auf, ehe sie sich zu Lysander umdrehte.

Falkenhayn verzog spöttisch den Mund, während der schlaksige, hochgewachsene Mann ärgerlich auf sie zuschritt.

Die weiten, bunten Klamotten aus gewalkter Wolle schienen Lysander eine Nummer zu groß zu sein und verliehen ihm einen femininen Hauch, der durch einen schwarzen Kajalstrich unter seinen Augen noch hervorgehoben wurde. Das lockige schwarze Haar wippte bei jedem seiner exaltiert-energischen Schritte.

»Sie schon wieder!«, rief er säuerlich aus, während er Martin mit einem geringschätzigen Blick bedachte. Sein Kopf ruckte zu Maidie herum. »Belästigt dich dieser ... dieser *Journalist* etwa schon wieder, Schatzi?«

Martin bemerkte, dass Lysander seine Haartönung auffrischen musste, denn am Haaransatz schimmerte die ursprünglich blonde Farbe wieder durch. »Wir sind uns nur zufällig über den Weg gelaufen«, erklärte er unfreundlich.

Lysander stieß ein affektiertes Lachen aus. »Das können Sie ihrer Großmutter erzählen«, näselt er und stellte sich halb vor seine Lebensgefährtin. »Lassen Sie Margarete in Frieden. Ich möchte nicht, dass sie mit Ihren beleidigenden Kolumnen in Verbindung gebracht wird.«

Falkenhayn grinste schief; jedenfalls ein bisschen Männlichkeit schien Lysander sich noch bewahrt zu haben. »Ich würde nichts tun, was Maidie schaden könnte«, stellte er klar.

»Und warum belästigen Sie sie dann unentwegt?«

Margarete schob sich an Lysanders Seite. »Diese Begegnung hier geschah nur rein zufällig«, bekräftigte sie.

Lysander reckte das Kinn. »Und wie war das, als er vorigen Monat plötzlich vor unserer Wohnungstür stand ... das war doch wohl kaum ein Zufall!«

»Ich konnte ja nicht ahnen, dass Maidie sich inzwischen einen Mitbewohner zugelegt hat«, gab Martin bissig zurück.

»Ich bin mehr als nur ihr *Mitbewohner*«, sagte Lysander.

Diese Tatsache hatte Falkenhayn bei seinem Besuch tatsächlich ein wenig aus dem Konzept gebracht, denn er hatte sich eigentlich ein wenig Zeit für Maidie nehmen, mit ihr an die alten Zeiten anknüpfen und ein Techtelmechtel beginnen wollen, bevor er mit dem wahren Grund seines Besuches herausrückte, wie er es früher oft getan hatte. Doch daraus wurde nichts. Er schaffte es gerade noch, Maidie heimlich zu stecken, dass er sie als Informantin benötigte und in welcher Hinsicht dies geschehen sollte, bevor er schließlich vor die Tür gesetzt wurde.

»Martin wollte doch nur seine alten Bekanntschaften wieder aufleben lassen«, sprang Margarete nun für Falkenhayn in die Bresche. »Er ist seit Jahren nicht mehr in Berlin gewesen und du weißt selbst, wie schnell sich hier alles verändert.« Sie lächelte hämisch. »Martin hat sich wohl ein bisschen entfremdet gefühlt. Außerdem war doch Vorweihnachtszeit.«

Lysander ließ sich nicht erweichen und sah Martin, der mit seinen ein Meter achtzig fast zehn Zentimeter kleiner war, von oben herab an. »Margarete hat mit ihrem alten Leben gebrochen, Herr Falkenhayn. Bitte respektieren Sie das. Sie steht Ihnen in keiner Weise mehr zur Verfügung.«

Martin tippte sich mit den Fingern in militärischer Gleichmütigkeit an die Stirn und überlegte, wie viel Maidie Lysander über ihr »altes Leben« tatsächlich erzählt hatte. Dass sie vor etlichen Jahren als Prostituierte gearbeitet hatte, war ihrem Partner bekannt, dies hatte Martin während seines Besuchs zumindest herausgefunden.

Doch wusste Lysander auch, dass er, Martin, damals nicht nur Margaretens Liebesdienste in Anspruch genommen hatte, sondern sie für ihn auch als Informantin tätig gewesen war – so

wie jetzt auch wieder? Er hoffte inständig, dass es nicht so war und Maidie ihrem Gefährten auch sonst nichts von den heiklen Dingen erzählt hatte, die sie über ihn wusste.

Margarete hakte sich bei Lysander unter. »Lass uns gehen, Liebling«, drängte sie. »Wir wollten doch über den Markt schlendern und die aufregende orientalische Atmosphäre genießen, mit der die Muslime unsere Kultur bereichern.«

Lysander nickte und drückte ihren untergehakten Arm fest an seinen Körper. Offenbar war ihm der fein nuancierte, spöttische Unterton in der Stimme seiner Freundin nicht aufgefallen.

Die beiden wandten sich grußlos ab und marschierten davon.

»Macht's gut!«, rief Martin dem Paar provozierend hinterher. »Vielleicht sieht man sich ja mal wieder!«

»Das will ich doch wohl nicht hoffen!«, gab Lysander zickig über seine Schulter hinweg zurück. »Margarete ist mit Ihnen fertig, Herr Falkenhayn!«

»Von wegen«, murmelte Martin, vergrub die Hände in den Jackentaschen und schloss die Finger um Maidies Zettel. Er wollte ihn erst hervorholen, wenn die beiden von der Menge der Marktbesucher verschluckt worden waren.

Falkenhayn beobachtete das Paar. Wie es schien, fühlte sich Lysander angesichts der Fremden, auf die sie zusteuerten, doch nicht so frohgemut, wie er sich gegeben hatte, denn er legte Maidie nun einen Arm um die Schultern, wobei Martin nicht ganz klar war, ob er dies tat, um sie zu beschützen oder vielmehr, um bei ihr Schutz zu suchen.

Wenig später konnte er sie im Gewimmel der Gläubigen nicht mehr ausmachen. Er drehte sich um und warf endlich einen Blick auf den Zettel. Darauf waren Koordinaten in Längen- und Breitengraden notiert, sowie ein Datum und eine Uhrzeit.

Falkenhayn fürchte die Stirn. Das Datum entsprach dem heutigen Tag, und als Zeit war einundzwanzig Uhr angegeben. Mit den Koordinaten konnte er nichts anfangen, er hoffte jedoch, dass sie sich auf einen Ort bezogen, den er in den fünf Stunden, die ihm noch blieben, auch tatsächlich erreichen konnte.

LEBT DEIN
NACHBAR
UMWELT-
BEWUSST?
INFO- UND
MELDE-
STELLE
Telefon:
0123456789

Kapitel 2

Falkenhayn ging zu einer kleinen Baumgruppe hinüber, die den Platz zur Sonnenallee hin abgrenzte, und setzte sich auf die mit arabischen Graffiti besprühte Betoneinfassung. Er zog den linken Ärmel seiner Jacke zurück, bis das Gerät sichtbar wurde, das er um sein Handgelenk trug.

Bei diesem Apparat, der sich wie eine robuste schwarze Folie um das Handgelenk schmiegte, handelte es sich um das neuste Army-Modell der Firma Moholy-Nagy. Während seiner Zeit im Königswald hatte Martin jegliche Kommunikationsgeräte aus seinem Umfeld verbannt und bis auf einige Ausnahmen auch auf technische Geräte verzichtet. Und nun saß er hier auf dieser niedrigen Mauer und war auf dieses kleine Technikwunder angewiesen, das inzwischen zur Standardausstattung eines Normalbürgers zählte.

Das dünne Foliengerät war etwa so breit wie ein Daumen lang war und wurde von den Deutschen »Army« genannt, weil es am Arm getragen wurde, während der Rest der Welt es bloß »Smart-Connect« nannte, da es eine intelligente Schnittstelle zwischen seinem Nutzer und dem weltumspannenden Daten-netzwerk darstellte.

Martin drückte den Mittelfinger auf die Kontaktfläche, woraufhin das Gerät aktiviert wurde. Der in die Folie integrierte Holografieprojektor ließ eine Tastatur aufleuchten, die wie eine Geistererscheinung über dem Armband in der Luft schwebte.

Erneut setzte Martin den von ihm im Umgang mit den von ihm so sehr verachteten Armys bevorzugten Mittelfinger ein, um die Tastatur zu bedienen, die verzögerungsfrei auf diesen Impuls reagierte.

Wenig später wusste er, auf welchen Ort sich die auf dem Zettel notierten Koordinaten bezogen: ein Containerumschlagplatz in der Nobelstraße, am südöstlichen Rand von Berlin-Neukölln gelegen und nicht mehr als sechs Kilometer von seinem momentanen Standort entfernt.

Ihm blieben folglich noch einige Stunden, um über den Markt zu schlendern und ein paar Eindrücke zu sammeln, die er später in einer seiner gehässigen Kolumnen würde einfließen lassen.

Die Leute liebten seine ins Netz gestellten bissigen Texte, obwohl keiner seiner Leser dies öffentlich zugegeben hätte. Doch das kümmerte Falkenhayn nur wenig. Für ihn zählte allein, dass die tausendfachen Aufrufe seiner Artikel ihm genug Geld einbrachten, um sich den Aufenthalt in Berlin so lange leisten zu können, bis seine Aufgabe hier erfüllt wäre ... und der Hinweis, den er von Maidie soeben erhalten hatte, würde ihn, wie er hoffte, endlich ein Stück näher an dieses Ziel heranbringen.

Dass Maidie ihm diese Koordinaten nicht per Army mitgeteilt hatte, sondern ihm auf einen Zettel notiert hatte zukommen lassen, konnte Falkenhayns Einschätzung zufolge nur bedeuten, dass ihr diese Information zu heikel erschienen war, um sie auf elektronischem Weg zu versenden, der gespickt war von Ausspähprogrammen und Informationsfiltern.

Falkenhayn formte aus dem Notizzettel eine Kugel, warf sie sich in den geöffneten Mund und zerkaute sie. Während er den Brei aus hundert Prozent recyceltem Papier hinunterschluckte, starrte er die Greta-Statue verbissen an.

Bald, dachte er. Bald werde ich wissen, wer dir das Napalm B besorgt hat, damit du dein krankes Vorhaben in die Tat umsetzen konntest!

*

Gelangweilt schob sich Falkenhayn durch die Menge und betrachtete die Auslagen der Marktbuden mit mäßigem Interesse. Nichts von dem, was die Händler hier anboten, sprach ihn an. Früher wurden auf dem Hermannplatz hauptsächlich Lebensmittel verkauft; der Markt diente dazu, die Anwohner mit frischem Obst, Gemüse, Fisch und Fleisch zu versorgen. Bisher war Martin jedoch nur ein einziger Stand aufgefallen, der tatsächlich Lebensmittel verkaufte, ansonsten reihte sich ein

Klamottenstand an den anderen. Die mit fahriger Hand bekritzelten Pappschilder versprachen Billigpreise, wiesen aber auch mit ungelenken Worten darauf hin, dass die Ware vom Umtausch ausgeschlossen war.

Neben Schuhen, Bekleidung für Kinder und selten auch etwas für den Herren, wurden hauptsächlich Textilien für die Frau angeboten. Diese Kleider bildeten mit ihren bunten Stoffen, den glitzernden Pailletten und Stickereien einen harten Kontrast zu dem, was die Weiber trugen, die sich auf dem Markt herumtrieben. Hier beherrschten schwarze Burkas und graue, bis auf den Boden reichende Kaftane das Bild; selbst die Kopftücher waren grau und farblos. Von den verhüllten Frauen konnte Martin oft nicht mehr als die Augenpartie sehen oder die Hände, wenn diese Stoffe befigerten oder zum Gestikulieren eingesetzt wurden. Ansonsten traf sein Blick nur auf Kleidung, deren gerade, konturenlose Schnitte kaum etwas von dem erahnen ließen, was sich unter ihnen verbarg.

In den meisten Fällen wäre Martin auch gar nicht erpicht darauf gewesen, die Frau unter der Burka ohne die ihr vorgeschriebene Tracht zu sehen, denn deren korpulente Erscheinung ließ ihn vermuten, dass es sich bei den Verhüllten kaum um eine Augenweide handeln konnte. Ihm begegneten aber auch schlanke Gestalten, die sich mit Anmut und jugendlicher Grazie bewegten. Dass diese Frauen seinen Blicken unterschlagen wurden, weckte in ihm den gehässigen Gedanken, dass Religion und Tradition von den Vormündern dieser Maiden nur als Grund zur Verschleierung vorgeschoben wurden, weil sie in Wahrheit die Vorstellung nicht ertragen konnten, dass sich ein Ungläubiger am Anblick dieser Grazien ergötzen könnte. Konnten manche dieser muslimischen Männer nicht einfach nur von Eifersucht zerfressene Kerle sein, die ihre Schutzbefohlenen lieber umbringen würden, als ihnen zu gestatten, sich in einer im Westen üblichen Art und Weise in der Öffentlichkeit zu zeigen? Handelte es sich bei diesen Männern um eine verschworene Gemeinschaft, die fest entschlossen war, den

Deutschen die von ihnen so sehr herbeigesehnte Bereicherung ihrer Kultur zu verwehren, indem sie das unter grauem Tuch verbargen, was doch interessant und bestaunenswert hätte sein können: ihre Frauen?

Falkenhayn nahm sich vor, diesen Gedankengang in seiner Kolumne noch ein wenig zu vertiefen und mit einer Prise Provokation zu würzen.

Unverdrossen setzte er seine Beobachtung fort, musste letztlich aber feststellen, dass das graue Einerlei der Menge, durch die er sich quälen musste, für ihn auf Dauer schwer zu ertragen war. Diese triste Menschenansammlung wäre durchaus dazu geeignet, sogar einen Mann wie ihn, der über eine robuste seelische Verfassung verfügte, in tiefe Depression zu stürzen. Diese gleichgemachten farblosen Gestalten, die jedweder Individualität beraubt waren, kamen ihm vor wie Schatten oder Schemen, wie Gespenster von Toten, an die sich niemand mehr erinnern konnte. Die zum Kauf angebotenen, fantasievollen Kleider aber verrieten, dass diese Geister abseits des öffentlichen Lebens sehr wohl eine echte farbenfrohe Existenz führten.

Dass das Dasein der muslimischen Frauen in ihrem Privatbereich trotzdem nicht viel freier sein konnte, stand für Martin außer Frage. Die Unterdrückung des weiblichen Geschlechts setzte sich dort unvermindert fort, nur dass die Frauen dann ansprechender gekleidet waren und das Haar offen trugen.

Missmutig vergrub Falkenhayn die Hände in den Jackentaschen. Er fühlte sich alles andere als kulturell *bereichert*, musste er feststellen. Er verstand ja nicht einmal, was die Menschen um ihn herum sagten, denn er beherrschte weder die arabische Sprache noch Türkisch oder einen anderen der fremden Idiome, die auf dem Hermannplatz verwendet wurden.

Mit ein bisschen gutem Willen hätte er dieser Situation vielleicht etwas Geheimnisvolles abgewinnen können und dieses prickelnde Fremdheitsgefühl in sich aufsteigen lassen können, das ihn manchmal beschlich, wenn er Urlaub in einem fernen Land machte und alles um ihn herum so fantastisch und verklärt

erschien. Doch dazu war er momentan nicht in der Stimmung, zumal er das Wissen, dass er sich in Wahrheit in Deutschland aufhielt, nicht ausblenden konnte.

Andererseits wusste er nur zu genau, dass der Inhalt der Gespräche, die auf diesem Markt geführt wurden, sich nicht sonderlich von denen unterscheiden konnte, die überall auf den Straßen der Welt geführt wurden. Falkenhayn meinte die Menschen gut genug zu kennen, um zu wissen, dass viele Frauen hier auch bloß über ihre Nachbarn lästerten, sich über Preise unterhielten oder etwas anderes Uninteressantes von sich gaben. Hinzu kam, dass nicht wenige der hier Anwesenden aus den zurückgebliebenen ländlichen Gebieten ihrer Heimatländer stammten, in denen Aberglaube und mangelnde schulische Bildung dafür sorgten, dass Aufklärung und Aufgeschlossenheit als etwas Diabolisches angesehen wurden, das unbedingt bekämpft werden musste. Ganz zu schweigen davon, dass das Leben Ungläubiger in den Augen mancher oft weniger wert war als das ihrer Haustiere ...

Unbeabsichtigt rempelte Falkenhayn einen Eltromen an. Die Maschine drehte ihm den konturenlosen Kopf zu und gab ein paar arabische Worte von sich, eine automatisierte Entschuldigung, wie Martin vermutete, oder doch eine Verwünschung, weil die Maschine in ihm einen Ungläubigen erkannt hatte? Als Martins Blick anschließend auf Lysander und Maidie fiel, die sich vor einem Stand mit importierten elektronischen Gebrauchsgegenständen aufhielten, verbarg er sich mit einem Ausfallschritt rasch hinter einem mit bunten Halstüchern behängten Gestell.

Das Paar steckte offenbar in Schwierigkeiten. Lysander wirkte totunglücklich; affektiert wischte er sich Tränen aus den Augenwinkeln und jammerte, während Maidie mit einem Mann im schwarzen Kaftan sprach. Martin fiel die grüne, mit arabischen Schriftzeichen verzierte Binde am linken Oberarm des Burschen auf, und Male, die an Pockenarben erinnerten, entstellten sein dunkles, bärtiges Gesicht.

Neugierig schob sich Martin dichter an die Szene heran.

»Es war ein Junge von etwa sechzehn Jahren«, hörte er Maidie sagen. »Er rannte meinen Begleiter fast über den Haufen, entschuldigte sich und verschwand dann flink in der Menge.«

»Er hat mir mein Army gestohlen!«, rief Lysander anklagend dazwischen, während Maidie eine Personenbeschreibung des Diebes abgab. »Er hat es mir einfach vom Handgelenk gerissen, dieser Flegel!«

»Wir werden diesen Langfinger finden und zur Rechenschaft ziehen«, versicherte der Pockennarbige. Er trat beiseite, streifte den Ärmel seines Kaftans übers Handgelenk und sprach in sein Smart-Connect. Maidie versuchte währenddessen ihren Begleiter zu trösten. Dabei warf sie Martin, den sie längst erspäht hatte, einen schwer zu deutenden Blick zu.

»Ist das nicht gemein!?!«, schallte Lysanders Gejammer zu Falkenhayn herüber. »Wir wollten doch nur an dem aufregenden Leben dieser Leute teilhaben ... und nun das! Ich bin ja nun wirklich ein toleranter Mensch, aber das geht mir zu weit!« Ein zorniger Unterton mischte sich in seine Stimme und er stampfte mit dem Fuß auf. »Wenn ich diesen Bengel in die Finger kriege, dann ... dann.« Er verstummte und schluchzte.

Martin verdrehte die Augen. Das Wehgeschrei ödete ihn an. Er wollte sich schon abwenden, als er einen weiteren Mann im schwarzen Kaftan bemerkte. Einen blonden Jungen am Nacken gepackt, schob er sich durch die Menge auf Lysander und Maidie zu. Am linken Oberarm trug er eine grüne Armbinde und auf dem Kopf ein gleichfarbiges Palästinensertuch. Die hellen Augen leuchteten wild aus dem braungebrannten, mit einem schwarzen Vollbart zugewachsenen Gesicht hervor.

»Ist er das?«, fragte der Pockennarbige an Lysander gerichtet und zeigte dabei auf den Jungen. Lysander wischte sich eine Träne fort und musterte den Heranwachsenden unangenehm berührt. Es handelte sich um einen blauäugigen Knaben in Jeans und Thermojacke; vergeblich versuchte er sich aus dem festen Griff seines Häschers zu befreien.

Lysander nickte zögernd. »Ja ... ich glaube, das ist er.«

Die Taschen des Jungen wurden durchsucht, und als ein pinkfarbener Arm zum Vorschein kam, schrie Lysander spitz auf und behauptete, dass es seins wäre.

»Du weißt, welche Strafe einen Dieb erwartet?«, fragte der Mann, der den Jungen gefangen hatte, mit strengem Unterton. Er packte dessen linke Hand und riss sie hoch.

Plötzlich dämmerte es Falkenhayn, dass es sich bei den beiden Männern mit der grünen Armbinde um islamistische Ordnungshüter handeln musste. Im selben Moment bemerkte er auch, wie Maidie verstoßen an ihrem Arm herumhantierte.

Unterdessen versuchte der Dieb erneut, sich loszureißen, doch vergebens. Dem wesentlich kräftigeren Mann hatte er nichts entgegenzusetzen.

»Dir wird die Hand abgehakt werden!«, brüllte dieser nun und schüttelte den Jungen durch. »Jeder wird in dir den Dieb sehen, der du bist!«

»Lassen Sie mich los!«, forderte der Junge mit bebender Stimme. »Ich bin kein Moslem!«

»Aber deine Mutter ist eine ... sie ist zum Islam übergetreten«, schaltete sich nun der Pockennarbige ein. »Ich kenne sie, und dich kenne ich auch. Du machst deiner Mutter nur Schande, Mohammed!«

»Ich heiße Jonas und habe mich niemals vor Zeugen daran erinnert, dass ich eigentlich als Muslim geboren wurde!« Die Stimme des Jungen klang nun schon fester, fast schon trotzig.

Falkenhayn schmunzelte unwillkürlich. Dieser junge Bursche war nicht auf den Kopf gefallen und kannte sich mit der Konfession, die seine Mutter angenommen hatte, offenbar recht gut aus. Mit seiner Erwiderung bezog er sich auf die Tatsache, dass laut der islamischen Lehre grundsätzlich jeder Mensch als Muslim geboren wurde und es vielmehr seine Eltern waren, die ihn zum Christen, Juden, Atheisten oder was auch immer gemacht hatten. Nach diesem Verständnis kehrt jeder, der zum Islam übertritt, nur zu seiner ursprünglichen Religion zurück.

»Du ungläubiger Bastard!« Die flache Hand des Häschers klatschte so hart auf den Nacken des Jungen, dass dessen Kopf nach vorn ruckte.

Lysander hob beschwichtigend die Hände; er war kreidebleich im Gesicht. »Es ist schon gut. Ich habe mein Army ja jetzt wieder. Lassen Sie den Bengel bitte laufen.«

»Er muss bestraft werden!«, beharrte der Pockennarbige.

»Sie wollen ihm doch wohl nicht allen Ernstes die Hand abhacken?«, fragte Lysander entgeistert.

»In diesem Stadtteil gilt die Scharia«, wurde ihm trocken mitgeteilt. »Und das weiß dieser Junge auch.«

Weder die Marktbesucher noch die Händler schenkten der Szene besondere Aufmerksamkeit, konnte Martin beobachten. Die Gläubigen gebärdeten sich, als wohnten sie einer zwar ärgerlichen, aber doch alltäglichen Begebenheit bei, mit der sie nicht unbedingt etwas zu tun haben wollten. Einige der vorbeischreitenden Frauen nickten allerdings kaum merklich, als wollten sie ihr Einverständnis mit dem Auftreten der schwarzgekleideten Männer kundtun.

Falkenhayn, zu dessen festen Vorsätzen es zählte, während seiner Recherchen nur als Beobachter aufzutreten und sich ansonsten im Hintergrund zu halten, verspürte plötzlich den Drang, auf die Gruppe zuzugehen, um sich für den Jungen einzusetzen. Doch noch während er mit sich rang, kamen zwischen den Buden plötzlich zwei blau uniformierte Schutzpolizisten hervor. Zielstrebig hielten der Mann und die Frau auf die Szene zu. Ihre kompakt wirkenden Uniformen ließen Martin vermuten, dass sie darunter Schutzwesten angelegt hatten. Die Barette keck in die Stirn geschoben, trugen sie entschlossene Mienen zur Schau und verlangten, darüber aufgeklärt zu werden, aus welchem Grund sie gerufen wurden.

Maidie erklärte daraufhin, was sich zugetragen hatte. Für Falkenhayn bestand nun kein Zweifel mehr, dass *sie* die Schupo gerufen haben musste. Offenbar hoffte sie, den Jungen auf diese Weise aus den Fängen der Scharia-Polizei zu befreien.

Wie um ihren Anspruch auf die Bestrafung des Diebes zu unterstreichen, packten die beiden in schwarze Kaftane gekleideten Kerle den Jungen am Kragen und schoben ihn zwischen sich.

»Wollen Sie Anzeige gegen diesen Jugendlichen erstatten?«, erkundigte sich der männliche Schutzpolizist bei Lysander und zog ein Datenlesegerät hervor. Auf dem Namensschild unterhalb der an der Uniformjacke befestigten Körperkamera stand der Name Marco Kreiler geschrieben.

Lysander schüttelte genervt den Kopf. »Ich möchte diesen ärgerlichen Vorfall so schnell wie möglich vergessen.«

»Selbstverständlich wirst du Anzeige erstatten, du Trottel!« Wütend funkelte Maidie ihren Begleiter an, und weil er noch immer zögerte, stieß sie ihm den Ellenbogen hart in die Seite.

»Also schön«, blaffte Lysander und rieb sich die schmerzenden Rippen. »Ich werde Anzeige erstatten.«

Der Uniformierte nickte zufrieden und wandte sich an die Scharia-Polizisten. »Wir werden uns dieses Falles annehmen, Herrschaften.«

Der Pockennarbige stellte sich vor den Jungen hin. »Wir haben ihn gefasst. Außerdem halten Sie sich auf unserem Gebiet auf. In Neukölln haben *wir* das Sagen!«

Die Polizistin schüttelte heftig den Kopf, sodass ihr langes brünettes Haar über die Schulterteile ihrer Uniformjacke wischte. Ihr Name lautete Tanja Rudge, wie das Namensschild über ihrer Brust verriet. »Die Berliner Polizei hat das juristische Hoheitsrecht über diesen Stadtteil. Sie sind dazu verpflichtet, uns den Dieb auszuliefern, andernfalls haben Sie mit rechtlichen Konsequenzen zu rechnen!«

Wütend starrte der Pockennarbige die Beamtin an. Er schien drauf und dran, sich auf sie zu stürzen. Doch sein Kollege legte ihm mahnend eine Hand auf die Schulter und schüttelte kaum merklich den Kopf. Offenbar wollte er es nicht auf eine Konfrontation mit den beiden Polizisten ankommen lassen. Gereizt entzog sich der Pockennarbige dem Griff seines Kollegen und

trat zögernd zur Seite. Sein Partner versetzte dem Jungen daraufhin einen derben Stoß in den Rücken, der ihn auf die beiden Beamten zustolpern ließ. Tanja fing ihn auf und verhinderte so, dass er vor ihren Füßen hinstürzte.

Froh, seinen Häschern entkommen zu sein, stellte sich der Heranwachsende hinter die Uniformierten und bedachte die Scharia-Polizisten mit finsternen Blicken.

»Wir bringen den Jungen jetzt zur Wache und nehmen dort seine Personalien auf.« Kreidler hielt Lysander das Datenlesegerät unter die Nase. »Ich bitte Sie dringend, dort ebenfalls zu erscheinen, um Anzeige wegen Diebstahls zu erstatten.«

»Warum können wir das nicht gleich hier vor Ort erledigen?«, erkundigte sich Lysander wehleidig – und schrie im nächsten Moment auf, weil Maidie ihm heftig auf den Fuß getreten war. »Also schön«, rief er gereizt. »Ich werde in wenigen Minuten dort sein.«

Verärgert nahm er von dem Mann mit dem grünen Palästinaertuch sein Army entgegen, holte seine ID-Karte hervor und hielt sie vor den Lesestrahl des Gerätes. »Das war bestimmt das letzte Mal, dass ich einen Bazar besucht habe«, schimpfte er.

Die beiden Beamten führten den Jungen ab, schoben ihn zwischen den Marktbuden hindurch Richtung Straße und verschwanden.

Martin zögerte nicht, der Gruppe zu folgen. Die kleine Auseinandersetzung zwischen den beiden unterschiedlichen Ordnungsmächten hatte sein Interesse geweckt.

Der Einsatzwagen der Polizisten parkte am Bordstein und blockierte einen der drei in eine Richtung führenden Fahrbahnen. Das Verkehrsleitsystem ließ die Autos im Reißverschlussverfahren nahezu verzögerungsfrei an dem Hindernis vorbeigleiten. Zwar reckten die Fahrzuginsassen im Vorbeifahren ihre Hälsen, in der Hoffnung, Zeuge von etwas Sensationellem zu werden, einige hoben sogar ihren Arm, um mit ihrem Army ein Foto zu schießen, doch kein einziges der selbstfahrenden

Autos verlangsamte dabei die Fahrt. Der Verkehr floss nahezu stockungsfrei weiter.

»Bitte, kehren Sie auf den Hermannplatz zurück«, sprach der Beamte Falkenhayn an. »Sie haben hier nichts zu suchen.«

»Ich möchte von Ihnen eine Auskunft einholen«, erwiderte Martin.

Die Frau sah zu ihnen herüber, während sie dem Jungen die Hand auf den Kopf legte, damit er sich beim Einsteigen in das Polizeiauto nicht stieß. »Sie sind doch Martin Falkenhayn, nicht wahr?« Sie lächelte gewinnend. »Sie sehen dem Burschen, der diese empörenden Kolumnen schreibt, jedenfalls ziemlich ähnlich.«

Martin grinste breit. »Sie täuschen sich nicht, Frau Rudge, ich bin es leibhaftig.«

»Was wollen Sie denn wissen?«, erkundigte sich ihr Kollege daraufhin schon ein wenig umgänglicher.

Falkenhayn deutete mit einem Kopfnicken zu dem Jungen hinüber. »Was wird mit ihm geschehen, wenn er aus dem Polizeigewahrsam entlassen wird? Lange werden Sie ihn nicht festhalten können, und dann wird er zu seiner Mutter nach Neukölln zurückkehren müssen.«

Der Mann nickte verstehend. »Die Scharia-Polizei wird ihn wahrscheinlich in Ruhe lassen. Er kann von Glück reden, dass diese Frau uns informiert hat. Ich weiß wirklich nicht, wie weit diese Verrückten mit der Bestrafung tatsächlich gegangen wären.«

»Wollen Sie andeuten, dass sie ihm tatsächlich die Hand abgehakt hätten?«

Kreiler zuckte mit den Schultern. »Auszuschließen wäre es jedenfalls nicht.«

»Jemandem ein Körperteil abzuhacken stellt in diesem Land doch hoffentlich noch immer eine Straftat dar?«, hakte Martin mit fragendem Unterton nach.

Tanja trat hinzu. »Die Opfer der Scharia-Polizei stellen so gut wie nie Strafanzeige«, berichtete sie. »Entweder haben die

einfach nur Angst, was verständlich ist, wenn man deren Kultur kennt, oder sie empfinden die erlittene Bestrafung sogar als ... berechtigt, weil sie sich als extremistische Muslime ja schließlich selbst der Scharia unterworfen haben.«

»In Neukölln liegt das juristische Hoheitsrecht theoretisch noch immer bei der Bundesrepublik«, warf Kreiler ein. »Das möchte der Kalif von Neukölln natürlich gerne ändern. Doch bisher scheiterten seine diesbezüglichen Bemühungen am Widerstand der Bunderegierung.«

»In Neukölln wurde bereits ein Kalif benannt?«, wunderte sich Martin.

Tanja nickte zerknirscht. »Einen Kalifen haben diese Fanatiker bereits. Aber die Gründung des Kalifats Neukölln ist noch nicht offiziell. Die Frage ist nur, wie lange das noch so bleiben wird. Sollte der Führer der religiösen Bewegung zusätzlich auch noch die Herrschaft über den Machtbereich Neukölln erlangen, haben wir dort bald nichts mehr zu melden.« Sie sah zu dem Jungen hinüber, der, auf dem Rücksitz kauern, starr nach vorn stierte. »Dann können wir für so arme Burschen wie den da nichts mehr ausrichten.«

Sie wandte sich wieder Martin zu. »Tun Sie mir den Gefallen und schreiben Sie einen gepfefferten Artikel, der diese Extremisten ordentlich auf die Palme bringen wird. Ich werde ihn mit Genugtuung lesen.«

»Ich gebe mein Bestes«, versprach Falkenhayn und lächelte ein ehrliches Lächeln.

Die beiden Beamten verabschiedeten sich und stiegen in das Fahrzeug. Das Blaulicht leuchtete auf und kurz darauf fuhr der Wagen los.

Das Kreisellicht auf dem Autodach stellte, wie Martin wusste, nur noch eine Reminiszenz an die Zeiten dar, als die Einsatzfahrzeuge der Schutzpolizei noch einer Sirene und eines Signallichtes bedurften, um auf der Straße für freie Fahrt zu sorgen. Diese Aufgabe übernahm inzwischen das zentrale Verkehrsleitsystem.

Falkenhayn sah dem davonfahrenden Wagen gedankenvoll hinterher. Dann drehte er sich um und schritt den Bordstein entlang. Er verspürte nicht das geringste Verlangen, auf den Basar zurückzukehren.

Stattdessen hielt er nach einem Café Ausschau, in dem er in Ruhe seine Tageseindrücke in einen bissigen Text gießen konnte.

1. Auflage
Mai 2020

HJB Verlag & Shop KG
Fritz-Schäffer-Straße 1
53113 Bonn / Germany
Telefon: 0228 – 92 93 91 38
www.unitall.de
hjb@bernt.de

Veröffentlichungskonzept & Redaktion: Lanz Martell
Handlungsexposé: Moritz Römstein
Autoren: Moritz Römstein & Lanz Martell
Korrekturen: Tyra
Titelbild: The Boy from Brazil
Printed in EU

Hinweis: Alle Personen oder Organisationen der Zeitgeschichte werden in unserer Alternativwelt zum Zwecke der Satire erwähnt beziehungsweise verwendet, ihre realen Taten sind weitaus beachtlicher, als von uns dargestellt. Auch wenn wir inhaltlich und darstellerisch durchaus bis zum kritischen Punkt vordringen wollen, sind Ehrbeschneidung, Beleidigung oder Ähnliches nicht unser Ziel.

In einer Zeit und an einem Ort wie diesem, wo man sich immer wieder überlegen muss, welche Äußerung, Andeutung, Schlussfolgerung strafrechtlich noch zulässig ist oder nicht, muss eine echte Satire wie die vorliegende die Wirkung einer Monstrosität haben. Dies zu unserer Entschuldigung.

© 2020 HJB Verlag KG
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-95634-156-4

Besuchen Sie unsere homepage: www.hjb-shop.de